



Nr. 181

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 6. August

1903.

Fuchhei, am Rhein!

Humoristischer Roman von Karl Böttcher.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung

15. „1892er Drachenhölle“.

Da ist sie wieder im Anzug, die alte, fröhlichkeitdurchhauchte Stunde des herrlichen Frühschoppens des „Reiseflubs“ aus in-nigste jederzeit von den Mitgliedern herbeigesehnt.

Und heute soll es eine ganz wichtige Sitzung werden! Noch zittern in den Herzen die bunten Eindrücke des prunkvollen Festes in der „Villa Fatime“ nach. Das glänzt und gleißt wie fer-nes Wetterleuchten — Noch hören die Festteilnehmer das her-zige Lachen, welches in den verschiedensten Nischen aufscherte, die schwingvolle Rede, die der „Herr Präsident“ in gottvollem Weinbusel zum Fenster hinaus nach dem draußen zusammenge-brängten „Gewerbeverein“ schleuderte; noch schmecken sie auf der lederen Junge das Sammelsurium ausserlesener Delikatessen, die sich so appetitlich in buntem Wirrwarr auf der pompösen Tafel eingefunden hatten: Kaviar, Austern, Liptauer, Käse, Gänsebrüste, Schnepfen, Froschschenkel, Kieler Sprotten, Roast-beef.

Ueber intimere Festerinnerungen will man sich erst heute am Stammtisch ausplaudern —

Pünktlich finden sich die Herren stets ein. Heute aber schneiden sie förmlich mit Pünktlichkeit auf; gleichzeitig stoßen sie alle vor dem Gasthof „Zum feuchten Eck“ zusammen. Gemein-sam steigen sie die Stufen zur Terrasse empor und steuern los auf den Stammtisch.

Doch was ist das? — Verblüfft blicken die Mitglieder des „Reiseflubs Ocean“ einander an — Zum erstenmal sind die Stühle am Stammtisch nicht angelehnt, fehlen also die nö-thigen Vorbereitungen zur Weifestunde. — — Hm, hm!

Unter beängstigendem Schweigen nehmen die Herren Platz. Der Kanzleirath vergißt sogar zu bemerken, daß soeben ein lei-ses Lüftchen vom Rhein herüberweht —

„Haben Sie gesehen —“ flüstert nach einer Weile der Apotheker.

„Freilich, keine Stühle angelehnt!“ erwidert ebenso leise der Steuereinnnehmer.

„Und Bedienung scheint's auch nicht zu geben“, knurrt der Bürgermeister.

„Ja, so is e äb'n in der Höhle des Löw'n“, entscheidet Vie-se-mann, indem er den Finger an den Mund legt. „Pst! Pst!“

„Pst! Pst!“ wiederholen die andern geheimnisvoll. Gleich einem gescholtenen Schulknecht sitzt der Kandidat da. Ihm ist die kritische, ja schwüle Situation, aus der jeden Augenblick ein Donnerschlag crashen kann, entschieden unbehag-lich.

„Herr Kandidat, ich glaube gar, Sie ham Dampf in d'n Hof'n!“ spöttelt Viesemann. Der arme junge Mann erröthet.

„Ach nein!“ marmelt er. „Aber mir ist so eigenthümlich — wie vor dem Examen, wenn's Kanonensieber kommt.“

„Ah bah! Ihr Muth ist äb'nso groß wie ä Has'nchwanz! Wie häßt' ich'n da duhn soll'n, in der Wüste, wenn der Löwe brüllte? Oder uff'n Ocean, wenn der Orkan heulte? Oder in der Waddalje mit'n Arabern, wenn de Flint'n crashten? Wie?“

Schuldbehaftet senkt der Kandidat die Augen, indess die ü-b-rigen forschend über die Terrasse blicken.

„Alle Wetter noch einmal!“ ruft der Apotheker ärgerlich. „Wirthschaft! Wirthschaft! Ich hab' Durst! — — Die ganze Nacht hab' ich von Seringen geträumt.“

„Das war aber ein salziger Schlaf“, meint der Steuerein-nnehmer. „Ich hab' schon zu Hause ein Gläschen genippt.“

„Se ham sich wohl ä bissel Kurrasche angeschnallt?“ spöttelt Viesemann.

Die Mienen des Bürgermeisters versinken sich immer mehr. Auch ihn quält der Durst, ja geradezu der Brand nach den gestrigen festlichen Ausschweifungen.

„Aber nun Wirthschaft! Wirthschaft!“ ruft er energisch, mit seinem Stock auf den Tisch schlagend.

Ganz langsam und bedächtig tritt Dahlheim aus dem Haus. Sein verschmitztes Gesicht strahlt nach dem Stammtisch hin.

„Na endlich! Wo stecken Sie denn?“ knurrt ihm der Bür-germeister entgegen.

„Hm, eine wichtige Beschäftigung! Wein abziehen — die neue Sorte!“ erwidert Dahlheim geheimnisvoll. Sein Ton ist gesucht höflich, liebenswürdig.

„Bravo!“ ruft der Apotheker vergnügt. „Ich hab' gerade einen Durst! — Und dazu sind wir alle so fürchterlich aufge-fragt! Ich möchte heute meinem Magen noch eine besondere Freude verschaffen.“

Dahlheim schmunzelt. „Wissen Sie was? — — Da müßten Sie mal die neue Sorte probiren! Ein Wein, sag' ich Ihnen“ — er schlägt mit den Fingern in der Luft ein Schnippchen — ein Wein —

„Wie heißt er denn?“ fragt der Bürgermeister voll In-teresse. „1892er Drachenhölle!“

„Und hier?“ fügt der Kanzleirath hinzu, indem seine bür-ren Finger auf dem Tisch die Bewegung des Geldzählens ma-chen.

„Nicht theurer wie Ihre gewöhnliche Sorte.“

Viesemann, der sich bis dahin ostentativ mit dem Kanb-daten unterhalten und von Dahlheims Anwesenheit gar keine Notiz genommen hat, dreht sich jetzt ein wenig herum.

„Na, da woll'n mer ämal ä bissel „Drach'nölle“ leck'n!“ entscheidet er, ohne Dahlheim anzusehen.

„Also „Drachenhölle!““ wiederholt der Apotheker. „Aber schnell!“

In diesem Augenblick erscheint Else in der Hausthür. Als sie den Stammtisch gewahrt, will sie sich zurückziehen; doch der Vater ruft sie heran.

„Else! Der ganze Stammtisch trinkt „1892er Drachen-hölle!““

„Wie, Papa?“ Elses freundliches Gesicht wird ernst.

„Drachenhölle kommt!“ wiederholt Dahlheim energisch.

„Drachenhölle?“ — Wirklich?“ Sie zögert.

„Na, wird's bald? — Dieser edle Saft —“

Langsam, ganz gegen ihr sonstiges Naturell, entfernt sich Else.

„Es scheint, sie kann sich von dem Göttertrank gar nicht trennen“, bemerkt Dahlheim ironisch. Dann tritt auch er ins Haus.

„Inzwischen blüht mein Durst und wächst und gedeiht!“
marirt der Apotheker.

„Über der erste Schluck“, fügt der Bürgermeister hinzu,
„o, das wird ein Hochgenuss! — A-a-ah!“ Er streicht sich
begehrlich den Magen.

„An der zweite auch!“ lacht Biesemann. „Ihr oller Mag'n
werd den'n, der Weihnachtstag um a scheen'r Maidag — die
fall'n zesamm!“

Jetzt kommt Else zurück. Langsam, fast zögernd stellt sie
drei Flaschen und sechs Gläser auf den Tisch. Als sie sich ohne
das gewohnte „Prosit!“ wieder entfernen will, hält der Bürger-
meister sie an der Hand fest.

„Fräulein Else, Sie haben ja eine Gewitterwolke auf Ih-
rem Gesichtchen sitzen“, meint er jovial. „Weshalb denn so
finster?“

„Mir scheint, der interessante Fremde — wie heißt er denn
gleich, der Kerl — der Rols, hat ihr gestern Abend was
Schlimmes ins Ohr geflüstert“, neckt der Apotheker.

Else würdigt diesen verben Scherz keiner Antwort. Mit
einer abwehrenden Handbewegung, das Köpfchen stolz erhoben,
schreitet sie dem Hause zu.

Hastig, als verbrenne ihm der Durst die Zunge, entforrt
der Apotheker eine der Flaschen und füllt rasch die Gläser.

„Om, der Rols!“ — bemerkt der Steuereinnnehmer — „der
wollte doch heute sein Bild von der Fatime zeigen — Wo
steckt er denn?“

„Der Schwadroneer“, spottet Biesemann. „Der — und
de Fadime zeig'n! — Quartspiz'n!“

Inzwischen hat der Apotheker sämtliche Gläser gefüllt.
„Also das ist die neue Sorte“, schmunzelt der Bürgermei-
ster.

„Om, er schimmert ganz hübsch golden“, liebäugelt der
Rangleirath.

Jetzt erhebt sich der Apotheker und hält sein Glas hoch.
„Unser Stammtisch soll leben!“

„Bei der famosen Abschiebsstneiperei beim oll'n grob'n Dahl-
heim!“ fügt Biesemann mit pfiffig zwinkernden Augen hinzu.
„Prost!“

„Prosit!“
Die Gläser klingen aneinander.

Während die übrigen bedächtig nippen, stürzt der durstige
Apotheker sein Glas in einem Zuge hinunter — — Plötzlich
zuckt er zusammen, indeß die Zunge noch einmal wie erschrocken
über die Lippen fährt.

„Na?“ fragen Steuereinnnehmer und Rangleirath zugleich.
„Om!“ meint der Bürgermeister mit bedenklichem Gesicht.

Er nippt abermals. Auch der Steuereinnnehmer und der Rang-
leirath nippen wieder.

„Om! Ganz eigenthümlich!“
„Om! Etwas fremdartig!“

Hastig gießt der Apotheker sein Glas voll und führt es an
die Nase. „Riechen Sie mal! Das riecht doch nach — ich weiß
nicht gleich, wonach.“

Brüsend stecken der Bürgermeister und der Steuereinn-
nehmer die Nasen ins Glas.

„Nach lauren Rosinen riecht's.“
„Nein — nach Zwiebeln.“

„Er heißt sogar — heißt bis in den Magen hinein“, zetert
der Rangleirath mit eingezogenem Kopf.

„Da muß man erst den Magen löthen lassen!“
„Versucht noch mal! Na, jetzt weiß ich's — er schmeckt nach
Leder!“

„Nein, nach verbranntem Gummi!“
„Aee, das schmeckt direkt nach wild'n Dhier! — — Ne ganz
nied'rträcht'ger Saff! Verdammt'r Kreg'r!“

So schreit es aufgeregt und wüthend durcheinander.
Wleich vor Erregung lehnt der Apotheker in seinem Stuhl.

„Und ich hab' ein ganzes Glas voll hinuntergegossen“,
stöhnt er, sich schüttelnd. „Brrrr! — — Alle Wetter noch mal!
Wirthschaft!“

Jetzt hebt der Bürgermeister eine Flasche und liest die Eti-
kette. „Prämiirt in Chicago!“

„Wohl bloß de Flasche, abber nich der Wein!“ höhnt Biese-
mann.

„Wie heißt er? — — „1892er Drachenhölle“?“
„Weil solcher Saff nur in der Hölle verzapft werden
dürfte!“

„Der stammt von den Weinbergen in Hinterpommern!“
„Das ist ein Wein, der einer Gefängnißstrafe gleichkommt
— Torturwein! Wenn man den einem Verbrecher zu trinken
giebt, gesteht er sofort!“

„Ja. Und wenn man ihn einem alten Gaul auf den
Schwanz gießt, da schlägt er auch!“

In höchster Erregung, dazwischen an den Gläsern nippend
und riechend, oder auch wüthend mit der Hand auf den Tisch
schlagend, machen sämtliche Mitglieder des „Reiseflub
Ozean“ ihrem Zorn durch dergleichen giftige Bemerkungen
Luft.

Da erhebt sich Biesemann von seinem Stuhl.
„Här'n Se! Ich will Se sag'n, was das fer enne Sauce is!“

schreit er, alles übertönend. „Das is enne flüss'ge Injurie — —
Ha, un da geht mer auch a Seef'nied'r uff! Der Dahlheim, der
Kujohn, der wollt' uns de Injurie absichtlich an de Köppe
feis'n! — — Wie? Was?“

„Stimmt! Stimmt!“
„Nu horcht druff! — — Laßt mich de Geschichte ämal in
de richt'ge Beleuchtung rid'n — mich, eiern Präsidenten!“ Er
fuchelt mit den Händen in der Luft herum. „Sternkreisbomb-
element! Wo steckt'n eegentlich de Wirthschaft!“ Energisch klopf
er ans Glas, als müsse er Sturm läuten. „So enne elende
Bummelei! Da schlag' doch gleich das — —“

Ruhig und bedächtig wie zuvor, erscheint Dahlheim in der
Thür.

„Langsam! — Piano! — Da bin ich schon — Sie machen ja
einen Lärm, als hätten Sie eine Fliege im Wein gefunden.“

„Bloß enne Fliege?“ fährt Biesemann auf
„Oder einen Elefanten“, spottet Dahlheim.

„Nu kost'n Se abber gleich ämal den Wein!“ schreit Bie-
seman, auf die Flasche deutend.

Dahlheim schmunzelt.
„Fällt mir gar nicht ein. Der schmeckt hundsmiserabel!“

„Wa-as?“
Einen Augenblick ist Biesemann wie erstarrt. Dann wet-
tert er um so heftiger los.

„Se wiß'n das?“ — — Un en so nied'rdrächt'gen Saff, den
schieb'n Se uns unner de Nase?“

„Bloß meine Antwort auf die Ereignisse der letzten Tage“,
entgegnet Dahlheim mit unheimlicher Ruhe. „Wenn mich einer
anbellt, bell' ich wieder. Oder glauben Sie etwa, ich lasse mir
vom „Ozean“ eine Frage schneiden?“

Biesemann springt vom Stuhl auf. „Na här'n Se — das
is geradezu schmähsch! Dadrin läßt sich nich dipp'n!“

„Das ist kein Benehmen, das ist schon mehr Betragen!“
schreit der Apotheker, ebenfalls aufspringend.

„Ja, Sie betragen sich, wie wer weiß wo!“ leucht der
Rangleirath, in seiner Aufregung den Shawl um den Hals
so fest ziehend, daß er ganz roth im Gesicht wird.

„Ich kann Sie nur mit Staunen und Bedauern angucken!“
bemerkt der Steuereinnnehmer achselzuckend, indem er den Hut
aufsetzt und nach seinem Stod greift.

Bitternd und ohne ein Wort zu sagen, steht der Kandidat
da und blickt auf den Bürgermeister, der jetzt ebenfalls mit der
ganzen imponierenden Würde eines Stadtoberhauptes sich
langsam erhebt. „Ruhe! Ruhe, meine Herren!“

„Hahahahaha — Ruhe!“ lacht Biesemann höhnisch auf. „Meine
Galle schwappt ieb'r!“ Wüthend rennt er auf Dahlheim zu und
schreit ihm ins Gesicht: „Sie sin der größte Grobian an' ganzen
Rhein!“

„— und den umliegenden Dörfern“, fügt Dahlheim spöttisch
hinzu.

„Sie Weinpansh'r Sie — großmöglicht'r!“ brüllt Biese-
mann außer sich.

Kleine Pause — — Es ist, als ob das Entsetzen über diese
unerhörte Beleidigung aller Glieder gelähmt hat — —

Auch Dahlheim rührt sich einige Augenblicke nicht vom
Fled. Nur seine Fäuste ballen sich. Die kleinen Augen sprü-
hen Feuer. Wie scheinen sich in Biesemanns höhnisch lachendes
Gesicht einbohren zu wollen — — Plötzlich reißt er mit einer
hastigen Bewegung den Rock vom Körper und wirft ihn auf
einen Stuhl.

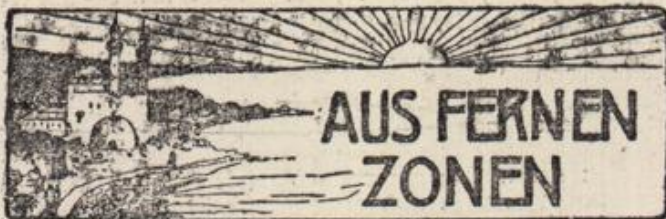
„Was — — Ich — ein Weinpanscher?“ donnert er mit
seiner Löwenstimme los. „Ha, Luft! Luft!“

Unwillkürlich weicht der ganze „Reiseflub Ozean“ zurück.
Mit geballten Fäusten geht Dahlheim auf Biesemann zu.

„Sie — Sie kriegen bei mir keinen Tropfen mehr, und
wenn Sie mir ein Fürstenthum zahlen“, knirscht er, sich ge-
walttham zur Ruhe zwingend. „Mit solchen groben Klößen wie
Sie, da weiß ich Bescheid.“ Er folgt den im Ver mehr zurückwei-
chenden Herren bis zu den Stufen, die in den Garten führen.

„Wenn Sie nicht wissen sollten, wo der Ausgang ist — der
„Reiseflub Ozean“ kann seine erste Reise hierdurch antreten.“
Energisch deutet sein ausgestreckter Finger aufs Eingangsthor.

(Fortsetzung folgt.)



Briefmarkenverkauf in der Türkei.

In Konstantinopel entwickelt man bei allen Dingen nicht solche Eile, wie in den Städten des Abendlandes. Die Türken lieben das Zeremoniell und haben besondere Anschauungen von dem Begriffe Höflichkeit. Bei unseren Postanstalten verlangen wir einfach eine oder so und so viele Briefmarken von gewissem Werte. Der Beamte reicht sie heraus, er streicht den Betrag dafür ein, und meist sind dabei wohl kaum ein Duzend Worte gewechselt worden. In Stambul spielt sich derselbe Vorgang ganz anders ab.

Der Käufer nähert sich dem Schalter, legt nach einer Reihe tiefer unterwürfiger Salaams die rechte Hand aufs Herz und beginnt:

„Möge dieser schöne Morgen für dich ein recht glücklicher werden, Herr!“ — Der Beamte erwidert den Gruß und fragt: „Was wünschst du?“ — „Würdest du deinem ergebenen Diener einige Marken überlassen, um damit Briefe nach London zu senden? Du mußt nämlich wissen, daß mein Sohn Abdullah Effendi, der Glashändler von At-Seraf, der sich zur Zeit dort aufhält, und seine Familie wünscht ihm einige Mitteilungen zu machen und von ihm Nachricht zu erhalten. Da ich selbst des Schreibens nicht mächtig bin, hat sich der Sohn meines Bruders, des Pfeifenmachers, der die Kunst versteht, erbotten, mir in dieser Hinsicht gefällig zu sein.“

„Das ist ja recht schön, mein werter Herr, doch wie viele Briefmarken möchtest du haben?“ — „O, mein kostbares Juwel, wie viele, meinst du, soll ich wohl nehmen? Eine einzige dürfte kaum genügen, denn mein Sohn wird nicht so schnell heimkehren, deshalb bitte ich dich, mir zwei zu geben.“ — „Sehr schön! Ganz recht! Hier sind sie. Darf ich dafür um den Betrag von vier Piaßtern bitten?“ — „Was sagst du, mein frommes Lamm? Ich habe dafür stets nur drei Piaßter bezahlt — niemals mehr. Erst noch vor einem Jahre, als Abdullah in Geschäften in Paris war.“ — „Ja, das stimmt vollständig, Effendi; inzwischen hat sich der Preis aber geändert, die Marken kosten heute mehr.“ — „In der Tat und Wahrheit, mein Augapfel? So ist das Porto also teurer geworden?“

Damit zieht der Türke eine künstlich verknüpfte Börse hervor und entnimmt ihr ein Bündelchen Papiergeld. — „Nein, nein, mein ehrbarer Edelstein,“ protestiert der Beamte, „Papiergeld nehmen wir nicht an; du mußt in Silber bezahlen.“ — „Wie? Du weist Papiergeld zurück? Und warum denn? Ist es kein gutes Geld? Hat der Sultan nicht seine Entlösung garantiert? — Doch da du es nicht nehmen willst, werde ich mit Kupfermünzen zahlen.“ — „Nein, Effendi, wir nehmen auch kein Kupfer, du mußt schon Silber geben.“ — „Silber? Das hab' ich ja gar nicht! Ich bitte dich, Kupfermünzen anzunehmen. Ich werde auf den Preis noch etwas zulegen!“ — „Das kann ich nicht, Effendi, da es verboten ist.“ — „Nun, dann sollst du Silbergeld haben. Hier sind meine letzten Stückchen!“ — „Nimm meinen allerwärmsten Dank, meine vortreffliche Turteltaube!“ — „Allah sei mit dir und lasse deinen Schatten mächtig wachsen!“ — „Veb wohl, Effendi, möge dein Bart zu ganz besonderer Länge werden!“

Chinesische Fälschekunst.

Ein britischer Gesandter in China machte mit einem Silberschmied in Peking einen Kontrakt, daß dieser ein Paar Randelaber aus gelieferten mexikanischen Dollars anfertigen und drei Prozent des Silbers für seine Arbeit erhalten sollte. Die Randelaber waren zur größten Zufriedenheit ausgeführt und geliefert. Als er nach einigen Jahren nach England zurückkehren wollte, beschloß er, die Randelaber zu verkaufen. Ein anderer Silberschmied bot

aber nur zehn Mark dafür, und nun erst erfuhr der Gesandte, daß nicht eine Unze Silber in den Randelabern war, für die er 300 mexikanische Dollars geliefert hatte. In größter Wut sandte er nach dem ersten Silberschmied, worauf sich folgendes Gespräch entspann. Vorausgeschickt sei, daß es als ein Zeichen der Hochachtung angesehen wird, wenn ein Untergeordneter die Worte wiederholt, die ein Höherer an ihn richtet. Der Gesandte begann: „Du höllischer Schurke! Habe ich nicht vor drei Jahren einen Handel mit dir gemacht, mir ein Paar Silberlandelaber zu machen, und habe ich dir nicht 300 Dollars dazu geliefert?“ Der Silberschmied erwiderte: „Du höllischer Schurke! Habe ich nicht vor drei Jahren einen Handel mit dir abgeschlossen, mir ein Paar massive Silberlandelaber zu machen, und habe ich dir nicht 300 Dollars dazu geliefert?“ Ja, Ew. Erzellenz.“ Der Gesandte: „Und ist das nicht deine Arbeit, und da ist nicht eine Unze Silber darin enthalten?“ Der Silberschmied: „Und ist das nicht meine Arbeit, und da ist nicht eine Unze Silber darin enthalten? Sehr wahr, Ew. Erzellenz.“ Der Gesandte: „Du schamloser Dieb! Wenn du mir nicht vor Sonnenuntergang jeden Dollar, den ich dir gab, bringst, schide ich dich ins Gefängnis. Geh mir aus den Augen!“ Der Silberschmied: „Du schamloser Dieb. Wenn ich vor Sonnenuntergang Ew. Erzellenz nicht jeden Dollar bringe, den Ew. Erzellenz mir gab, werden Sie mich ins Gefängnis schicken. Ganz recht, Ew. Erzellenz!“ Der Silberschmied verbeugte sich und ging. Nach einer halben Stunde lehrte er mit dem Gelde zurück, händigte es dem Gesandten ein und verließ ihn mit vielen Versicherungen seiner ausgezeichneten Hochachtung und den besten Wünschen für eine angenehme Heimreise.

Japanische Auktionen.

Japanische Auktionen werden in der Weise abgehalten, daß jeder Bieter seinen Namen und sein Gebot auf ein Stück Papier schreibt und das in einen dazu bestimmten Kasten wirft. Erfolgt kein ferneres Gebot, so wird dieser Kasten geöffnet und der betreffende Gegenstand zum Eigentum des Höchstbietenden erklärt.

Regen und Regenmachen.

In Indien herrscht der Glaube, daß der Regengott das Wasser durch ein Sieb herabgieße. In Peru nimmt man an, daß eine Himmelsfürstin eine Wase mit dem Regen in der Hand halte, und wenn ihr Bruder darauf schlägt, hören die Menschen das als Donner. — In Polynesien kommt der Regen von erzürnten Sternen her, die nach der Sonne mit Steinen werfen, während man in Birmah glaubt, Regen herbeiführen zu können, indem man an einem Seile zieht. Neu-Kaledonien hat eine förmliche Priesterkaste von Regenmachern, und zur Zeit Mossats standen in Südafrika die Regenmacher sogar in höherem Ansehen als die Könige, und am anderen Ende der Erde beängstigen die Bewohner Masakas den Geist des Sturmes, indem sie für ihn in einer Höhle Tabak liegen lassen. — Die Finländer betreiben einst ein einträgliches Geschäft mit dem Verkauf von — Winden. Nach erhaltener Bezahlung knüpften sie drei magische Knoten und erklärten dem Käufer, wenn er den ersten auflöse, würde eine günstige Brise entstehen, bei Lösung des zweiten ein steifer Wind, bei der des dritten aber ein ernsthafter Sturm.

Korea bei Nacht.

In Korea herrscht die wunderliche Sitte, daß es nach Sonnenuntergang und in der Nacht nur weiblichen Personen gestattet ist, auf den Straßen zu erscheinen, während die Männer spätestens eine Stunde nach Sonnenuntergang zu Hause sein müssen und bis vor kurzem hart — mit Peitschenhieben und Einsperrung — bestraft wurden, wenn sie sich während der „Frauenzeit“ auf der Straße bliden ließen. Das schwächere Geschlecht in Korea kann also im Dunkeln durch die Straßen flanieren und bei Verwandten oder Freundinnen bis spät in die Nacht hinein Besuche machen, ohne befürchten zu müssen, auf dem Wege von ungezogenen Männern, wie bei uns leider so häufig, belästigt zu werden.



Merkspruch.

Wer seinen Aerger kann gut verbeißen,
Den mögt ihr wohl einen Klugen heißen,
Doch dem Weisen ist's erste Pflicht,
Ueberhaupt sich zu ärgern nicht.



Jugendeindrücke.

Jean Paul sagt so schön: „Alles Erste bleibt dem Kinde. Die erste Farbe, die erste Blume, die erste Musik machen den Vordergrund seines Lebens aus.“ Es ist deshalb von größter Wichtigkeit, auf die Umgebung des Kindes schon in seinen jüngsten Jahren Wert zu legen, ihm alles Häßliche fernzuhalten und es mit dem Sonnenschein der fürsorgenden Liebe zu umgeben. Keine der Erzieherinnen, sei es nun die Mutter oder ihre Stellvertreterin, sollte sich der Pflicht entziehen, so viel als möglich mit ihrem Kinde beisammen zu sein, mit ihm zu spielen, zu singen, zu lachen und zu scherzen. Die Erzieherin muß wissen, wie weit sie in allem vorgehen kann, wo die Grenze das Schädliche vom Häßlichen trennt. Alles Laute, Lärmende soll dem Kinde ferngehalten werden, es soll keinen Hoffängern lauschen, denn manche unschöne Bemerkung kann dabei sein empfängliches Ohr treffen. Wohl soll mit dem Kinde gelacht und gesungen werden, denn Heiterkeit ist ein Himmel, unter dem alles gedeiht; wenn alle Kinder unter einem solchen aufwachsen könnten, würde es lauter helle, sonnige Gemüther geben. Von den Eindrücken, die aus dem Elternhause in den Köpfchen und Gemüthern der Kinder haften bleiben, ist auch einer, der ihnen zum Segen oder Unheil werden kann — die Behandlung der Tiere, die der Pflege, dem Willen, der Barmherzigkeit der Familie unterstellt sind. Hier bietet sich das Feld, die Kinder zum Tierstutze zu erziehen; Mitleid gegen die Hilflosigkeit der Tiere in ihr Herz zu säen, das Pflichtgefühl in ihnen zu wecken. Das kleinste Vögelchen im Käfig ist nicht zu gering, um die Veranlassung zu sein, eine gute Saat ins Kindesherz zu legen, wenn dem Kinde die Obsorge für das kleine Tierchen anvertraut wird.

Aber auch der Natursinn ist schon früh bei den Kindern zu pflegen. Es dürfte wohl selten ein Kind geben, das nicht Freude an Blumen hätte, das nicht schon früh die Reizung zeigt, Blumen und Früchte als Spielzeug, Tiere als Spielgenossen zu wählen. Reiferen Kindern, namentlich Knaben, muß man die Freude gönnen, auf eigene Faust Entdeckungswanderns unternehmen zu dürfen; man halte sie jedoch an, über das Gesehene Bericht zu erstatten. Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als entwickle sich der Sinn für Naturschönheit erst spät. Eine Landschaft, deren Anblick den Erwachsenen in Entzücken versetzt, macht auf das Kind wenig Eindruck. Die Eidechse, die durch das Steingeröll schlüpft, der Käfer, der durch die Luft summt, der Hase, der in schnellem Laufe das Weiße sucht, das sind Dinge, die den Knaben in einem gewissen Alter mehr interessieren, als die großartigste Naturschönheit, dem Mädchen ist oft ein Spielzeug aus dem Walde lieber, als der schöne Wald selbst, und dennoch schlummert in jedem Kinde die Regung für die Natur, und man hüte sich, sie künstlich rege machen zu wollen; das Kind wird eben vom Kleinen in der Natur angesprochen und kann das große Ganze in seiner Vielgestaltigkeit nicht fassen. Sein Interesse haftet am Einzelnen, an dem, was uns Großen leider bereits gleichgültig geworden ist. Gerade in der Betrachtung des Kleinen in der Natur lehrt man das Kind begreifen, daß es in der Natur nichts Wertloses gibt. Der Natursinn findet weniger Nahrung in der frühzeitigen Belehrung über die Natur, als vielmehr in dem Verkehr mit ihr. In diesem Verkehr

werde das Kind aber vor jeder Verwilderung bewahrt. Man dulde nie, als, daß das Kind Blumen pflückt, um sie dann fortzuwerfen, oder daß es Tiere in grausamer Lust quäle oder töte.

Das Kind muß an der wellenden Blume lernen, daß sie auch ein Leben habe, das erlischt, und am Wurm, der sich krümmt, daß er auch empfindet.

Im hohen Grade veredelnd wirkt auf das Kind die Blumenpflege; nicht minder anregend ist die Betrachtung des Kunsttriebes einzelner Tiere. Ist der Natursinn in rechter Weise geweckt, dann ist erst die eingehende Belehrung am Platze. Ueberall sei sie jedoch wahr und ungekünstelt, wie die Natur selbst.



für fleißige Hände.

Wirtschaftsschürze.

Die anzufertigende Schürze besteht aus einem geraden Stück hellblauer Leinwand, das, oben in Falten gereiht, an einem Bund befestigt wird. Der untere Teil der Schürze wird mit Zaden und mit breiter Stickerei verziert. Die Taschen werden eingereiht und mit einem bestickten Bündchen versehen. Auch der Gürtel der Schürze ist zu besticken. Die Stickerei wird in weiß und blau, oder auch nur in blau abgetönt, ausgeführt. Die Bänder vom Stoff der Schürze besäumt man glatt und verziert die Enden derselben ebenfalls mit einer entsprechenden Stickerei. Auch Schürzen aus weißem Stoff, auf diese Weise angefertigt, sehen mit roter oder blauer Stickerei sehr gut aus.



Praktische Winke.

Staubflecke.

Die hartnäckigen Staubflecke auf Tuch entstehen gewöhnlich dadurch, daß eine fette oder harzige Substanz auf das Tuch gekommen ist, in die sich Staub gesetzt hat. Man reibe solche Flecken mit Eidotter, das mit etwas Brauntwein vermischt ist, aus.



Behandlung von Britanniametall.

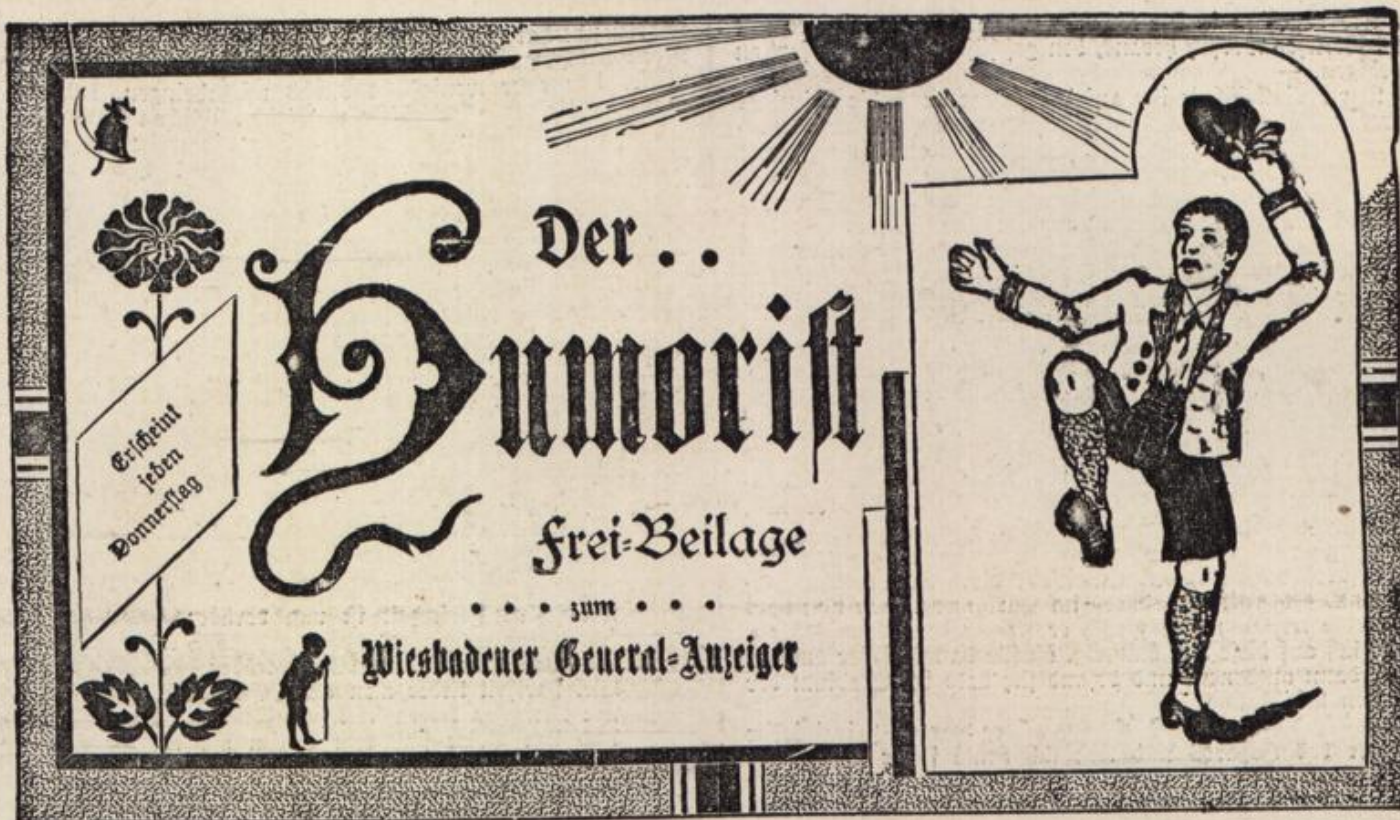
Wenn eine Teelanne von Britanniametall durch den Gebrauch innen dunkelbraun geworden ist, so tut man Soda hinein, gießt die Kanne voll mit kochendem Wasser und läßt sie so einige Stunden stehen. Dieses Verfahren wiederholt man noch einmal, und die Kanne wird innen wieder ganz rein sein.



Die Wissenschaft von den Füßen.

Seit jeher galt ein schöner Fuß für einen besonderen Vorzug einer schönen Frau. Immer aber waren die Ansichten über die Schönheit der Füße in verschiedenen Ländern geteilt. Nun hat sich auch die Wissenschaft der Sache bemächtigt und für die einzelnen Nationalitäten Fußtypen aufgestellt. Der Fuß der Französin ist lang und schmal, der der Spanierin lang und elegant geschwungen, der der Amerikanerin zeichnet sich durch seinen hohen Spann aus; der Koran sagt: unter dem Fuße des echten Arabers könne ein Wasserstrahl durchfließen, ohne die Sohle zu nassen. Die Schottländer haben hohe, dicke Füße, die Irländer flache, viereckige, die Engländer kurze, fleischige. Schweden, Norweger und Deutsche haben die größten Füße, die Amerikaner die kleinsten. Bei den Russen findet man oft verunstaltete, mißgebildete Füße. Nach den Füßen richtet sich naturgemäß die Schuhbekleidung, und man findet, daß jede Nation instinktiv eine Schuhbekleidung trägt, die ihrer Fußform am meisten zusagt. Die Schuhe der Franzosen sind lang und schmal, die der Amerikaner kurz und breit, mit eigenartiger Form. Schöne Füße gibt es heute nur noch selten. Die meist zu engen Schuhe tragen daran die Schuld.





Nr. 32.

Donnerstag, den 6. Juli 1903.

18. Jahrgang

Sommernacht.

Im Mondenschein auf steilem Dach
 Ach, ach, ach!
 Ein Rater stelzt und seufzet ach,
 Ach, ach, ach!
 Es klingt so rührsam in den Höhn
 Sein melodisches Liebesflehn.
 Ach, ach, ach!
 Und als sie hört die Melodei,
 Ei, ei, ei!
 Kommt Miezefläschchen bald herbei
 Ei, ei, ei!
 Sie läßt sich gern bewegen
 Und schwebt ihm hold entgegen.
 Ei, ei, ei!
 Der Rater ist nicht wenig froh
 O, o, oh!
 Und findet das ganz comme il faut
 O, o, oh!
 Er geht mit ihr spazieren
 Und thut dabei charmieren
 O, o, oh!
 Was sonst da oben noch geschah
 Ha, ha, ha!
 Ich leider, leider nicht mehr sah
 Ha, ha, ha!
 Doch hörte ich sie im Dunkeln
 Noch lange, lange munkeln
 Ja, ja, ja!
 Die beiden, find ich, machen's schlau
 Miau, miau, miau!
 Die Sommernacht ist lind und lau
 Miau, miau, miau!
 Kann's ihnen nicht verübeln
 Daß sie da oben liebeln.
 Miau, miau, miau!
 So mach ich's jetzt genau,

Georg Mosnar.

Sekt oder Lokomobile.

Humoreske von A. Gottwald.

Der Gutsbesitzer Guido v. Spangenberg, der den von seinen Vätern ererbten Grundbesitz in der Mark mit Fleiß und Umsicht verwaltete, gehörte zu jenen strebsamen Landwirten, die jeden technischen Fortschritt mit Freude begrüßen und über die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Maschinenwesens stets genau unterrichtet sind. Dabei war Spangenberg weder Bücherwurm noch Kopfhänger, sondern ein Freund heiterer Geselligkeit. Der Weinkeller seines gaslichen Hauses stand bei seinen zahlreichen Freunden und Bekannten in großem Ansehen und hatte seinem Besitzer den Ruf eines großartigen Weinkenners verschafft. Um Maschinen und Weine drehte sich auch das Gespräch, wenn Gäste da waren. Wer dann den Gutsherrn beobachtete, wie er fast begeistert von einer neuen Maschinenkonstruktion sprach und dabei alle Augenblicke sein schäumendes Sektglas leerte, konnte im Zweifel sein, ob er vor Begeisterung trank oder sich durch den feurigen Trank begeisterte. In solchen Augenblicken hatte sein Gesicht etwas poetisch Verklärtes, erhob sich seine Beredsamkeit zu fast dichterischem Schwunge und selbst seine Nase schillerte in rosigem Glanze.

Eine neuerfundene Dampfdreschmaschine hatte es ihm besonders angetan. Diese Maschine zu besitzen, war das sehnlichste Ziel, das ihm seit langer Zeit vor Augen schwebte. Von dieser Dampfdreschmaschine schwärmte er mit der Begeisterung, die ein Jüngling, der zum ersten Male liebt, dem Gegenstande seiner Neigung entgegenbringt; diese Maschine, deren Vorzüge er seinen zahlreichen Gästen beim schäumen den Becher unermüdlich anpries, war auch mit daran schuld, daß der Sektverbrauch in diesem Jahre ein ungewöhnlich starker war und der Vorrat im Keller rasch zu Ende ging.

Doch die Maschine war teuer, und Spangenberg hatte die Anschaffung des kostspieligen Geräts immer noch hinausgeschoben.

Da gewann er eine namhafte Summe in der Lotterie, und im Augenblick war sein Entschluß gefaßt: Jetzt oder nie! Spangenberg wollte sofort nach Berlin fahren, um die lang ersehnte Dampfdreschmaschine zu kaufen.

Nach einem zärtlichen Abschied von der Gattin, die ihm auf die Seele band, nach Erledigung des Geschäfts sofort heimzukehren, bestieg er in seltener glücklicher Stimmung den Zug nach Berlin. Unterwegs rechnete er aus, daß der Geldbetrag, den er bei sich trug, für den Ankauf und die Unkosten, zu denen er auch die Ausgaben für eine kleine Weinreise rechnete, vollauf genügend sei.

Als der Zug in die Bahnhofshalle fuhr, wrang er mit dem löblichen Voratz heraus, den geschäftlichen Teil sofort zu erledigen. —

Der Zufall führte ihn auf dem Wege durch die Leipziger Straße mit dem Baron von Brillbach, einem alten Regimentskameraden, zusammen. Um die Freude dieses Wiedersehens nach langer Zeit gehörig zu begießen, begab man sich nach dem Kaiser-Keller. Spangenberg ließ Sekt anfahren und entwarf dem Baron eine begeisterte Schilderung von den Vorzügen der Dampfdreschmaschine, die er zu kaufen im Begriff sei. Der Baron, der sich freilich mehr für den Sekt als für die Konstruktion einer Dampfdreschmaschine interessierte, nickte zu allem verständnisvoll und hatte nichts dagegen, daß Spangenberg sich immer durstiger redete und eine Flasche nach der anderen anfahren ließ. Als man endlich gegen Abend aufbrach, befand sich der Gutsbesitzer in jener heiteren Wein Stimmung, die den schlummernden Latendrang mächtig anregt und oft die solidesten Grundsätze über den Gausen wirft. Er ließ sich von dem Baron ins Schlepptau nehmen und in ein Weinslokal entführen, wo er noch einige alte Bekannte traf. Man trank wieder Sekt. Spangenberg behandelte wieder sein Lieblingssthema, die Dampfdreschmaschine, und entwickelte hierbei die Geschwätzigkeit eines Obstruktionsredners im Parlament. Da ihm bald die Kehle trocken ward, sprach er fleißig dem Keldsglas zu, trank sich auf diese Art hungrig, als sich dann wieder durstig, trank dann aufs neue und befand sich bald im Stadium der seligsten Weinlaune.

Was sind Grundsätze? Spangenberg war ein prinzipieller Gegner des Gargards und ließ sich heute sogar herbei, die Wank zu halten. Er gewann, verlor, gewann und verlor abermals und schloß mit einem nicht unerheblichen Spielverluste.

Als er, übel gelaunt, am nächsten Tage seine Verhältnisse zählte, machte er eine höchst unangenehme Entdeckung. Er hatte gestern so viel ausgegeben, daß es kaum noch auf die Dampfdreschmaschine langte. Nach langem Hin- und Herkalkulieren tröstete er sich mit dem Gedanken, eine erheblich billigere Göpelmachine mit Pferdekraft werde es schließlich auch tun.

Nachdem er einen Brief nach Hause geschrieben, der die Mitteilung enthielt, er sei wegen der Dampfdreschmaschine noch nicht handelsreife und brauche voraussichtlich noch zwei Tage, um das Geschäft zu erledigen, unternahm er einen Spaziergang in den Tiergarten. Den Rest des Abends füllte eine Weinreise mit guten Freunden aus, alles trinkfeste Pumpen und ebenso wie Spangenberg der Meinung, daß der weise Trinker gut tue, die Zeit bis zur Einführung der Sektsteuer auszunutzen. Spangenberg war heute so fidel, daß er sogar die Dampfdreschmaschine vergaß und das Lied vom Rüdeshheimer Grafen anstimmte, der Gab und Gut vertrat und als Wirkknecht endete.

Am nächsten Morgen stellte er bekommenen Herzens fest, daß sein Geld auch zum Ankauf der Göpelmachine mit Pferdekraft nicht mehr reichte.

„Es langt kaum noch auf eine Heutendmaschine“, mußte er sich beim Zählen seiner Goldstücke seufzend sagen. „Die will ich mir aber heute sofort anschauen. Irgend eine Maschine muß ich doch schließlich mitbringen.“

Er verlebte diesen Tag wieder in rosigster Stimmung und vergaß in dem weinseligen Vergnügungstaukel ganz und gar auch die Wendmaschine, zu der er schließlich seine Wünsche reduziert hatte.

Als er am Sonntag früh — es war der sechste Tag seit seiner Abfahrt von Hause — mit einem greulichen Kagenjammer aufwachte, schlug er sich plötzlich vor die Stirn.

„Schwerebrett, jetzt hab' ich auch die Wendmaschine vergessen. Das kann gut werden!“

Um nicht ganz leer nach Hause zu kommen, begab er sich zwischen zwölf und zwei Uhr in ein Geschäft und ließ sich dort die neuesten Leemaschinen vorlegen. Doch auch dazu langte es nicht mehr.

Frau von Spangenberg war einigermaßen erstaunt, als ihr Gemahl nach seiner Rückkehr der Dampfdreschmaschine mit keinem Worte Erwähnung tat.

„Aber Männchen“, fragte sie ihn, „wie steht es denn mit der Dampfdreschmaschine? Bist du mit dem Kauf zufrieden?“

Der Herr Gemahl machte ein etwas verlegenes Gesicht und wußte offenbar nicht recht, was er sagen sollte. Dann zog er einen kleinen Gegenstand aus der Reisetasche und erklärte der verwundert dreinschauenden Frau: „Weißt du, Mädchen, diese Dampfdreschmaschinen sind ja furchtbar teuer!“

Ueberhaupt hat mir die Maschine doch nicht so recht gefallen. Merkwürdig, ganz merkwürdig, aber sie gefiel mir nun mal nicht. Um aber wenigstens etwas mitzubringen, habe ich zuguterlegt einen allerliebsten und sehr nützlichen Gebrauchsgegenstand in einem Geschäft der Friedrichstraße gegenüber dem Centralhotel gekauft. Da, sieh mal her! Ist das nicht eine sehr praktische Spiritus-Kochmaschine?“

„Aber, Otto!“ rief Frau von Spangenberg.

„Ja, liebes Kind“, versetzte der Gatte mit finster gerunzelter Stirn, „ich weiß auch nicht, wie das werden soll. Diese Maschinen sind für unsere Verhältnisse viel zu kostspielig. Und man ist doch auch verpflichtet, unserem Brenne- reigewerbe in diesen schweren Zeiten zu helfen. Darum kaufte ich die Spiritus-Kochmaschine. Ist sie nicht hübsch und praktisch?“



Seelenvolle Betrachtungen über das Ende vom Liede.

Die schöne Ferienzeit ist nun vorüber
Die Menschen zeigen wieder aus 'm Bad',
Die Jugendangeichter blicken trüber,
Viel Freiheit lieber man als Schule hat.
Die Menschen kehren 'rück zum heim'schen Lager
Und ihre Beine sind vom Laufen müd',
Und ihre Portmonnäs sind riesig mager,
Das ist das Ende von dem Liede!

Erst war es heiß, es lachte blau der Himmel,
Die Hundstagssonne sandte ihre Gluth,
Jetzt jagen Wolken hin wie wilde Schimmel
Und gar zu oft kommt eine Regenschluth.
Erst stöhnte man: O Sonne, deine Hitze!
Jetzt aber man verlangend nach ihr sieht,
Man hält sich ein bis an die Nasenspitze.
Das ist das Ende von dem Liede!

Der Juli ist vorbei mit seinen Reizen
Und in die Herrschaft tritt nun der August,
Geerntet ist der Roggen und der Weizen,
Der Landmann heimt die Ernte ein mit Lust.
Der Halm wird sich nicht mehr im Winde wiegen,
Es wird das Feld der Jugend Spiel-Gebiet,
Wo's Korn stand, werden böse Drachen fliegen, —
Das ist das Ende von dem Liede!

Wir haben es schon tausendmal gelesen:
Der Regen folgt zumeist dem Sonnenschein,
Und sind die Menschen mal vergnügt gewesen,
Stellt hinterher die Reaktion sich ein.
Nach einer von lucull'schen Tagen,
Lebt man zurückgezogen und solid' —
Nicht die Vernunft verlangt's — o nein, der Magen —
Das ist das Ende von dem Liede!

(Magd. G.-A.)

Der schlaue Ferdinand.

Seitdem Max sie gemeuchelt,
Nächtlich in der Geisterstunde, —
„Stützen“ sind 's des Thrones gewesen, —
Kommt aus Sofia die Kunde:

Ferdinand hat keine Reigung,
Herr zu bleiben der Bulgaren,
„Hat die Nase voll“, — ihm drohen
In Sofia viel Gefahren.

Denn die Stützen seines Thrones
Scheinen ihm nicht viel zu taugen, —
Und er that doch was er konnte
Absehen ihnen von den Augen.

Ferdinand ging auf die Reise,
Um sich mal zu amüsiren,
Und nun können die „Getreuen“
Ihn nicht meuchlings massakriren.

Der Sachsen Trost.

„Wir sein vom bösen Feind bedroht,
Das ganze Ländchen is Sie rot!
Nur eenen Drost in all der Noth
En eens'gen hat der Vadiot:
Die gude, greie Elbe,
Die blieb Sie scheene gelbe!“

Eine patriotische Beleidigung.

Präsident (zu dem Kläger): „Sie haben den Herrn Meyer wegen patriotischer Beleidigung angeklagt. Ich muß gestehen, daß ich von einer solchen Injurie bisher noch nichts gehört habe. Tragen Sie Ihre Sache einmal vor.“ — Kläger: „Herr Präsident! Hoher Gerichtshof! Et war 'ne patriotische Beleidigung, wie Se gleich hören werden. Sehen Se, id un Meyer sind Nachbarn, d. h. er wohnt mir schräg jeßenüber. Vor acht Tagen nun mußte er wohl 'ne Wit uff mir haben, kurz, wat meenen Se, wat er tut? Er legt sich drüben in't Fenster, zeigt mir dreimal seine Zunge und ruft dann laut über die Straße herüber: „Ja verachte Ihnen, so weit die deutsche Zunge reicht.“

Aus einer Verteidigung. Verteidiger: „... Und dann ziehen Sie zu Gunsten des Angeklagten auch seine große Verschiedenheit in Betracht. Er brach bei dem Fleischer ein, obwohl er wußte, daß nebenan ein Kommerzienrat wohnt!“

Seine Begründung. Ein Fremder besuchte in einer großen Stadt eine private Sammlung von allerlei Kuriositäten. Der Besitzer derselben zeigte ihm dabei auch eine rostige Klinge vor mit den Worten: „Hier ist das Schwert, mit dem Bileam seinen Esel erschlug.“ — Der sehr bibelfeste Besucher bemerkte ihm darauf, daß Bileam gar kein Schwert gehabt, sondern sich nur eines gewünscht hätte, um seinen Esel zu töten. — „Ganz recht“, fuhr der Kuriositätenjammler unverfroren fort, „das hier ist eben das Schwert, das sich Bileam damals wünschte.“

Bei der Schmiere. Schauspieler: „Herr Direktor, ich bin heiser!“ — Direktor: „Schön, dann soufflieren Sie und der Souffleur kann Ihre Rolle spielen.“

Seine praktische Weisheit. „Wollen Sie nicht den Schirm nehmen, Herr Prinzipal; es regnet ziemlich stark“, jagte ein Kommiss zu dem Geschäftsinhaber, der eben nach Hause gehen wollte. — „Nein, Herr Sorge, ich halte einmal darauf, immer einen Schirm hier und einen zu Hause zu haben, um auf jeden Fall versehen zu sein. Nähm' ich den einen jetzt mit, so wären dann alle beide zu Hause, das geht nicht!“

Verlockend. Agent einer Unfallversicherung: „Sehen Sie, mein Lieber, gesetzt den Fall, Sie brechen ein Bein, so bekommen Sie 10 000 Mark, brechen Sie nach vier Wochen einen Arm, so bekommen Sie 20 000 Mark, brechen Sie aber gar das Genick, so bekommen Sie 50 000 Mark. Ist das nicht herrlich?“

Die Besten der Welt. Käufer: „Ich wünsche ein Paar dieser Hosenträger zu kaufen, welche mit der Bezeichnung: „Die Besten der Welt“ hier in Ihrem Schaufenster hängen.“ — Ladeninhaber: „Mit Vergnügen. Diese kosten das Paar eine Mark, wenn Sie aber etwas wirklich dauerhaftes und festes zu kaufen wünschen, würde ich Ihnen doch raten, von diesen hier, das Paar zu 1 Mark 50 Pfennig, zu nehmen.“

Vergaloppiert. A. ist von einer Reise aus Amerika heimgekehrt und erzählt einer Gesellschaft von den Gefahren der Wildnis. „Am schwersten“, meint er, „ist wohl dem Angriffe eines Bären zu begegnen; denn, läuft man davon, so läuft der Bär noch viel schneller nach; schwimmt man, so schwimmt der Bär auch; klettert man auf einen Baum, so klettert der Bär auch.“ — „Ja, wie aber, wenn man sich versteckt?“ fragt der gespannt zuhörende B. — A. versteckt sich der Bär auch.“

Nache. Wirt (zum Kellner): „Was hat das Pärchen, das da in der dunklen Ecke sitzt, bis jetzt verzehrt?“ — „Den ganzen Nachmittag zwei Tassen Kaffee!“ — „Mehr nicht?“ ... Bündeln Sie mal gleich eine Gasflamme in der Ecke an!“

Böses Gewissen. A: „Sie sehen ja so vergnügt aus! Was ist Ihnen denn so angenehmes passiert?“ — B: „Ach, denken Sie sich nur, vorgestern habe ich ein Inserat in die Zeitung gesetzt: ich kenne den Mann, der sich neulich auf dem Balle beim Kommerzienrat Meyer meinen Schirm angeeignet hat, ganz genau.“ — A: „Nun, und?“ — B: „Na, bis jetzt sind in meiner Wohnung 27 Schirme abgegeben worden.“

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Sportsmann.

Der obdachlose Friedrich Meuter sitzt wegen Diebstahls auf der Anklagebank. Er mustert mit seinen Blicken ganz genau den Gerichtssaal, den Richtertisch, das Publikum, als ob er zum ersten Male in seinem Leben in dieser Situation wäre. Wie aber der Richter aus den Personalakten des Angeklagten feststellt, ist er wegen Gelegenheits-Diebstahls sehr oft vorbestraft.

Richter: Sie können das Stehlen wohl nicht lassen?

Angekl.: Ich habe überhaupt noch nicht gestohlen, id bin immer en Justizmord gewesen. Un for diesel Mal werde id wieder eener sind, wenn id wegen den Rahn in Kasten kommen sollte.

Richter: Nun, Sie haben doch den Rahn gestohlen?

Angekl.: Aee, bet ha't nich. Sehn Se, Herr Gerichtsrath id bin en leidenschaftlicher Sportsmann un erscht jar in't Rudern, id reite, id sechte, id radle —

Richter: Gewiß, Sie haben schon Pferde und Räder gestohlen.

Angekl.: Aber rudern, bet jeht mir iever Allens. Also, wie id da in Frienau so rumbummle, da sehe id 'n Rahn in de Spree mit zwei Rudern, id denke, bet is 'n Fingerzeig vom Himmel, da kannte mal 'n bisken uff Wasser vir am'siren. Rabierlich immer bloß am Ufer, daß, wenn der Herr von den Rahn kommt, id'n um Erloobnis fragen kann, un daß id ihn ooch den Rahn wieder abliefern kann. Gut, id frauche also rin in't Schiff, un plätscher immer so an frienen Strand der Spree lang. Bloß nich zu weit, bet id den Besitzer von Rahn nich etwa vapasse. Da zieht 'ne schwarze Wolke uf, un noch eene, un wieder eene, un een Wind kommt, un aus den Wind wird 'n Sturm un aus den Strum wird een Orkan un id kann den Rahn nich mehr regieren un de Wellen jehen haschoch iever mir wech.

Richter: Auf der Oberspree?

Angeklager: Ja, et war ganz merkwürdig. Un id seh', wie bet Ufer in Frienau immer weiter wechjeht, un id frieje nu von bet Schunkeln und Schunkeln de Seekrankheit, un id fiele, bet mein Ende kommt, dat id jämmerlich unterjehe un vasaufen muß, da werde id an de Riste vachlagen, mein Schiff sitzt feste, erscht dachte id, an de Sandbank, aber nee, id war in Treptow. Nu wurde der Himmel wieder klar, aber mir war von die ausje-standne Seekrankheit ganz schlecht, id mußte mir doch 'n Schnaps loofen, weil id aber bei den Unwetter mein Portemonnaie einjebiegt hatte, bet war mir allens fortgeschwommen, wollte id uf den Rahn von een' Bootsvaleiher 'n Dahler jepumpt haben, aber der Mensch jab mir nicht bloß keen Dahler nich, er rief zwee Männer, die hielten mir so lange feste, bis er 'n Schandarm geholt hatte. Nu frage id Ihn bloß Herr Gerichtsrath, ha't den Rahn jeht gestohlen?

Der Angeklagte wird zu sechs Monaten Gefängnis verurtheilt, nach Verbüßung der Strafe muß er in's Arbeitshaus.

Angekl.: Um Gotteswillen bloß nich in't Arbeitshaus, lieber will id 'n janzet Jahr in't Kittchen, sojar lebenslänglich. Arbeeten kann id nich, bet strengt mir ja velle zu sehr an, außerdem steekt mich de Seekrankheit noch in de Knochen.

Mißverständnis.

Der Studios Bummel war in größter Geldverlegenheit. Das Stiftungsfest seiner Verbindung war gewesen. Einige wenige Nidel bildeten noch den Inhalt seines Portemonnaies. Was blieb ihm übrig, wollte er nicht bis zum Eintreffen seines Wechsels am ersten kommenden Monats krumm liegen? Er mußte schon in den sauren Apfel beißen und an seinen „Alten“ telegraphieren, wußte er auch, daß derselbe mit außergewöhnlichen Geldspenden äußerst zähe war. Aber die Noth drängte, und so ging denn ein kurzgefaßtes Telegramm folgenden Inhalts ab: „Schicke umgehend Geld!“

Unser Studio blieb heute seit langer Zeit zum ersten Mal Abends der Aneipe fern. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß auch gesagt werden, daß er nicht mal zu Abend gegessen hatte. Am anderen Morgen klingelte der Briefträger. Hurrah, die Verlegenheit mußte ein Ende nehmen. „Heraus mit dem Gelde, edler Mann“, mit diesen Worten sprang Bummel aus dem Bette. „Geld? Nein, ich habe eine Postkarte.“ Wichtig, sie war vom „Alten“. — „Deine gestern per Telegramm abfirtie Geldsendung ist noch nicht eingetroffen.“

Zeitungsstimmen aus Japan.

Gestern: Japan ist „entrüstet“
Ueber Rußlands Schlechtigkeit.

Heute: Japan ist „gerüstet“
Schlagfertig zu jeder Zeit.

Morgen: Trotz der Russen Thu'n und Treiben
Wirds bei der „Entrüstung“ bleiben.

Besser ist's — Die „Rüstung“ schwer
Wird dem Land kostspielig sehr.

Die „Entrüstung“, wenn auch groß,
Bleibt dagegen kostenlos.

Mammon.

Mit Ehrfurchtsvollem Schauer sehen
Die Bürger auf zum Firmament,
Noch höher, in den höchsten Höhen
Steht der Regierungspräsident.

So schaut mit ehrfurchtsvoller Wonne
Der Leutnant auf zum General,
Der höher steht noch als die Sonne
Zu stehen pflegt am Himmelsaal.

Von jenen Höhen niederstiegen
Jüngst Präsident und General
Und muhten ihren Rücken biegen
Höchstselbstbeobacht mit einem Mal.

Nun gar vor einem Bürgerlichen
War der Kotau so nötig ach,
Der Name sich hat eingeschlichen
Noch nie in Gotha's Almanach.

Im Sportanzug mit weißer Mütze
Hat dieser Jüngling sich genahrt,
Hat keine Orden im Besitze,
War nicht Professor oder Rath.

Reserveleutnant? Nie gewesen!
Einzjähriger-Freiwill'ger? Nein!
Hat er den Cicero gelesen?
Ja, wo, er kennt gar kein Latein.

Was that er, daß jezt seinetwegen
Die Obrigkeit sich schier verknüllt?
Es hinterließ ihm viel Vermögen
Sein Vater, namens Vanderbilt.

Zwar Millionäre erster Güte
Gibts auch in deutschem Landen doch?
Besogter Jüngling — zieht die Güte —
War außerdem ein Yankee noch!

Wau-wau.

Aha!

D'rin in der Schul halt mal a Lehr,
Daß Gott überall zugegen wär,
A Lehrerin, und gibt si' Müah,
Denn döß begreif'n d' Mad'l nia.
Viel Beispiel hat's scho' ausgstudirt,
Und alles war umsonst probirt:
„Denkt Euch: es ist die zehn Uhr-Paus',
Ihr alle seid im Garten d'raus,
Ich bin allein im Zimmer,
„Wer ist da trotzdem noch bei mir?
Nun, Anna, sag's wer ist denn das?“
„Der Herr Lehrer von der zwat'n Klas'!“



Schulhumor.

Lehrer: „Beschreiben Sie mir die Ritterburgen!“

Schüler: „In den Ritterburgen befanden sich außer den Ritterfälen auch noch heizbare Frauenzimmer.“

Gut versorgt.

Neuvermählte (auf der Hochzeitsreise ängstlich): „Männchen hast du auch das Portefeuille mit dem Reisegeld unter's Kopfkissen gesteckt?“

Er: Ja, Lieb, ich habe unser beiden Schätze im Bett.“

Zimmer bei der Waffe.

Leutnant A. (Infanterist): „Haben Sie schon gehört, die Verlobung unseres Kameraden K. ist zurückgegangen?“

Leutnant B. (Pionier): „Nanu, hat denn der gute K. Dummheiten gemacht?“

Leutnant A.: „Nein, aber das Geld reichte nicht zur Ration.“

Leutnant B.: Ah, also Drahthinderniß!“

Zu ängstlich.

Freundin: „Also, verheirathet bist Du; wie ist denn das gekommen?“

Köchin: „Wie das so kommt: ich hatte 5000 M. in der Lotterie gewonnen, und ein halbes Jahr später hatte ich auch einen Mann!“

Freundin: (bedenklich): „Du, wenn sie Dir den nur nicht wieder abnehmen ... Das Spielen in fremden Lotterien ist verboten!“

Gemüthlich.

Herr (im Keller zum neuen Diener): „In diesem Korbe sind theure, medizinische Weine, Johann; was ich damit sagen will können Sie sich denken!“

Diener: Selbstverständlich, die trinken wir nur, wenn wir krank sind!“

Ein Optimist.

„Sagen Sie mir, ist denn der Maler Wunschel auch gut?“
„O prima! Ich habe ihn bloß zweimal pfänden lassen und habe mein Geld!“

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier: Na, Müller, stehen Sie nicht wieder so gottjämmerlich da. Sie sind doch wirklich zu träge. Ich glaube wenn Sie ein Schmetterling wären, würden Sie selbst zum Schmetterling zu faul sein!

Gewissenhaft.

„Werden gnädige Frau dieses Jahr wieder die blaue Grotte besuchen?“

„Nein, wir können leider nur nach dem Schwarzwald, einer Familientrauer wegen.“

Verstreut.

„Was gabs gestern bei Kommerzienraths?“

„Junge Gänse ...“

„Ach, gehen Sie, ich meine, was es zu essen gab?“

Das „Garten“-Restaurant.

Berliner Restaurateur (dem der Gärtner für seinen Sommergarten eine Anzahl Topfpflanzen und Sträucher gebracht hat): So, die beiden Oleanderbäume will ich noch behalten; den übrigen Freizeig nehmen Sie man wieder ruhig mit. Ich habe mir doch'n Garten und kein Urwald bei Ihnen bestellt.“

Denkmalswuth.

Fremder: Was ist denn das hier für ein neues Denkmal in der Einöde?

„Das ist zum Andenken an die Grundsteinlegung für die neue Eisenbahn errichtet worden.“

Fremder: „Und die Bahn, wo ist die?“

„Ja die hat man noch nicht angefangen!“

Ein kleiner Fehler.

Gast: Na, Herr Wirth, Sie haben ja jezt als Hausknecht einen baumstarken Menschen! — Wie sind Sie denn mit ihm zufrieden?

Dorfwirth: Soweit ganz guat — aber an Koin' Fehler hat er. Er trinkt halt an die Sonntag all'weil z' viel und wenn dann die Bauern 's Streiten und 's Rausen anfangen, kennt er sich vor Rausch nimmer aus und wirft nachher net bloß die Bauern sondern auch mich mit hinaus!

Erste Kochversuche.

Ehemann: Du Elfe, der Pudding scheint Dir aber nicht besonders gerathen zu sein!“

Frau: Wart es doch ab; dies ist ja nur ein Entwurf!

Freundliches Anerbieten.

Die Empfehlungskarte eines Dampfmühlensbesizers lautet: „Den geehrten Gutsbesizern und den umliegenden Landeuten empfehle ich als vorzügliches Dingenmittel aus meiner neu eingerichteten Dampfknochenmühle feinstes Knochenmehl. Auch bin ich gern bereit, gegen eine geringe Vergütung, den Herren Landwirthten, falls diesen es lieber ist, ihre eigenen Knochen zu mahlen!“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion (i. B.): Carl R ö s t e l, Wiesbaden.